

TextArt 3-2009

„Aber das Schreiben ließ mich nicht mehr los.“

Was schreibende Frauen auf sich nehmen, um ihrer Passion nachgehen zu können

INSA SEGEBADE

Das ist mittelalterlich, möchte man spontan ausrufen, wenn manche Autorinnen erzählen, wie ihre Männer auf ihre Arbeit reagieren. Wenn wir etwas als mittelalterlich bezeichnen, ist damit im alltäglichen Sprachgebrauch gemeint, dass etwas altmodisch und überholt ist. Insa Segebade hat nachgefragt und herausgefunden, dass sich die Gegenwart für manche schreibenden Frauen viel düsterer darstellt als das Mittelalter. Aber warum schreiben Frauen trotzdem? Die Antwort darauf gibt Ricarda Huch (die übrigens unter dem männlichen Pseudonym Richard Hugo veröffentlicht hat): „Zu dichten war mir selbstverständlich“.

„Mein Mann hat bis heute noch keine einzige Zeile von mir gelesen, und er darf es jetzt auch nicht mehr“, erklärt Ingrid Schmitz. Seit fast zwanzig Jahren schreibt die Krimiautorin aus Krefeld. Seit fast zwanzig Jahren lebt sie deswegen im Dauerstress mit ihrem Mann. Ihre Arbeit als Maklerin im sowjetischen Außenhandel hatte Ingrid Schmitz aufgegeben, als ihre inzwischen 22-jährige Tochter geboren wurde. „Mein Kind sollte nicht bei anderen aufwachsen. Mein Mann war damals nach seinem Diplom in Sozialpädagogik gerade Beamter geworden und fest eingebunden. Für ihn wäre es aber auch nie in Frage gekommen, zu Hause zu bleiben“, erinnert sich Ingrid Schmitz. Als die Tochter in den Kindergarten kam, schrieb sie Gedichte und Anekdoten über „die lieben Kleinen“ für die interne Kindergartenzeitschrift. „Wer will das wissen?“, lautete der Kommentar des Ehemanns zu den Texten seiner Frau. „Aber das Schreiben ließ mich nicht mehr los“, sagt Ingrid Schmitz, die nach der Einschulung ihrer Tochter ein dreijähriges Fernstudium übers Schreiben absolvierte. Das kostet nur Geld und außerdem würde sie das sowieso nicht durchhalten, lautete der Kommentar des Gatten. „Er sah nur, dass ich nicht mehr soviel Zeit für ihn hatte und dass das Essen nicht mehr regelmäßig auf dem Tisch stand.“

Ganz andere Gedanken macht sich der Mann von Juliane Göttinger aus Dinslaken. Er empfindet es als angenehm, wenn seine Frau das macht, was sie machen möchte: Schreiben. „Mein Mann kommt besser mit mir klar, wenn ich ‚mein Ding‘ mache und zufrieden bin. Dann ist er es auch“, so Juliane Göttinger.

Ingrid Schmitz schloss ihr Studium erfolgreich ab. Bestätigt fühlte der Ehemann sich dennoch, als sie auf einen Druckkostenzuschussverlag hereinfließ und für die Veröffentlichung ihres ersten Romans 5000 Mark bezahlen sollte. „Für meinen Mann war das alles Wasser auf die Mühle.“ Auch Juliane Göttinger geriet an einen Druckkostenzuschussverlag, als sie ihr erstes Manuskript anbot. Aber ihr Mann „war sehr stolz auf das Ergebnis und hat mich überall vorgezeigt.“ Dass ihr Mann stolz auf sie ist, das Gefühl hat Juliane Göttinger stets begleitet. Ihr Mann hat ihr zum Schreiben ein Laptop besorgt, „mit dem Hintergedanken, aus der kann noch etwas werden“, hütet Haus, Kinder und Hunde, wenn die Frau auf Lesereise ist und kommentiert Texte. „Er ist sehr kritisch, auch wenn ich danach erst einmal zwei Tage vor mich hin grummle und die Scheidung einreichen möchte. Da steht er mittlerweile drüber. Gut so! Meistens hat er ja nicht so unrecht.“

Das Desinteresse ihres Mannes war für Regina Schleheck aus Leverkusen der Grund, mit dem Schreiben zu beginnen: „Hätte sich mein Ex-Mann dafür interessiert, was mir durch den Kopf ging, hätte ich nicht zu schreiben begonnen.“

Mittelalterliche Zustände im Hause Schmitz und Schleheck? Aber wie war das eigentlich im Mittelalter? Gab es dort überhaupt Schriftstellerinnen? Offiziell trug im Mittelalter keine Frau die Berufsbezeichnung „Schriftstellerin“. Überhaupt ist das mittelalterliche Künstlerverständnis ein gänzlich anderes als unser heutiges. Der Künstler des Mittelalters galt als Handwerker, der im Dienste weltlicher und kirchlicher Herrscher stand. Er diente seinem Herrn als Mittler zum Volk, als Möglichkeit, Macht sichtbar zu preisen, oder einfach zum Zeitvertreib. Ausführende Künstler wie Schauspieler waren „fahrendes Volk“ und galten gesellschaftlich wenig. Schaffende Künstler wie Komponisten, deren Namen bekannt war, waren dagegen oft hochgestellte Persönlichkeiten. Doch das wichtigste Kennzeichen des mittelalterlichen Künstlers ist wohl, dass er nicht als Individuum wahrgenommen wurde und sich auch

nicht selbst so sah. Das geschah erst im frühen 14. Jahrhundert, etwa in Francesco Petrarca's Gedichten, aber vor allem später in der Renaissance. In den Arbeiten Michelangelos oder Leonardo da Vincis stand der Mensch im Zentrum – und nicht mehr die Religion. Spielte diese in künstlerischen Darstellungen des Mittelalters eine dominante Rolle, wurde auch die künstlerische Tätigkeit in dieser Zeit weniger mit Können oder Fleiß in Verbindung gebracht, sondern galt als göttliche Eingebung oder Vision.

Hildegard von Bingen bezeichnete ihr erstes Buch „Scivias“, in dem sie den Menschen den Weg zu Gott weisen wollte, als göttliche Eingebung, die sie nicht mit ihren fünf Sinnen, sondern mittels ihrer Seele erfasst habe. Mit dieser Aussage unterscheidet Hildegard von Bingen sich nicht von anderen schreibenden Menschen ihrer Zeit. Bemerkenswert ist hier jedoch, dass sie als Frau niederschreibt, was Gott ihr eingegeben hat. War das Mittelalter doch klar eine von Männern beherrschte Gesellschaft, die den Frauen nur wenig, meist gar keinen Raum bot, sich zu entfalten.

Das jedenfalls ist die verbreitete Ansicht über diese Zeit. Eine Ansicht, die Katrin Graf nicht teilt. Für ihre Dissertation „Bildnisse schreibender Frauen im Mittelalter. 9. bis Anfang 13. Jahrhundert“ (Basel 2002) hat sie mittelalterliche Bilder gesammelt, die schreibende Frauen darstellen. Zwar stehen die in der Regel nicht im Zentrum des Bildes, sind eher Randfiguren, legen dabei, so Karin Graf, aber Zeugnis dafür ab, dass Frauen im Mittelalter Bücher geschrieben haben – wofür ihnen hohe Anerkennung gezollt wurde.

Davon kann im frühen 19. Jahrhundert nicht die Rede sein. Obwohl das eine Zeit war, die zweifelsohne als ein Höhepunkt der Literatur im allgemeinen, aber auch der von Frauen verfassten Literatur im speziellen, gesehen werden kann. Etwa in England. Stellvertretend seien hier die Bronte-Schwester und Jane Austen genannt, die Literatur geschaffen haben, die heute gleichermaßen bekannt und anerkannt ist. Doch unter welchen Bedingungen entstand sie?

Die Pfarrerstöchter Charlotte, Emily und Anne Bronte verbargen sich hinter den Namen Currer, Ellis und Acton Bell, als sie 1846 ihre ersten literarischen Werke veröffentlichten. Da das viktorianische Zeitalter der Frau klar die Rolle als Hausfrau und Mutter zuwies, die zum Schreiben weder Zeit noch Befähigung lasse, wählten die Schwestern ein Pseudonym. Mit ihm wollten sie verhindern, dass ihr Werk mit den üblichen Klischees rezipiert und entsprechend noch vor der Lektüre abgelehnt wurde. Dabei sorgte der Inhalt der Bücher, ob nun von einer Frau oder einem Mann verfasst, bereits für genug Wirbel.

Beispielsweise der von Charlotte Bronte geschriebene Roman „Jane Eyre“, in dem die selbstbewusste Ich-Erzählerin gegen alles aufbegehrt, was der viktorianischen Gesellschaft wichtig war: die englische Klassengesellschaft mit ihren patriarchalischen Herrschaftsansprüchen. Darüber hinaus spricht Jane Eyre offen über ihre Gefühle zu Mr. Rochester. Gefühle, die alles andere als platonischer Natur sind. Das schockierte einerseits. War es doch ein Tabubruch. Andererseits stieß der Roman auf große Resonanz. Nur ein Jahr nach seinem Erscheinen erschien er in dritter Auflage und wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Und wie lebten die Romanverfasserin und ihre Schwestern? Die unverheiratete Anne, die als Gouvernante arbeitete, starb 1849 im Alter von 29 Jahren. Emily, die die meiste Zeit ihres Lebens im väterlichen Haus in Haworth (Provinz Yorkshire) verbrachte, starb bereits ein Jahr zuvor mit 30 Jahren. 38 Jahre alt wird Charlotte Bronte, die kurz vor ihrem Tod den Hilfspfarrer ihres Vaters heiratete.

Erwähnt sei an dieser Stelle auch Jane Austen, die zur Veröffentlichung ihrer Romane kein Pseudonym wählte, sondern als Verfasser „By a Lady“ angab. In ihrem Werk spiegelt Jane Austen immer wieder ihre eigene Situation wieder: die der ledigen Frau, die wegen ihres Unverheiratetseins von der Gesellschaft nicht respektiert wird und von der Großherzigkeit ihrer Verwandtschaft abhängig ist.

Wie sah etwa zu dieser Zeit die Situation von schreibenden Frauen in Deutschland aus? Seit dem 18. Jahrhundert wagten sich auch hier immer mehr Schriftstellerinnen an die Öffentlichkeit. Sophie von la Roche gilt als erste Frau, die das Schreiben zum Beruf gemacht hat. Doch auch sie veröffentlichte 1771 ihren ersten Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ nicht unter ihrem eigenen Namen, sondern unter dem des Herausgebers Christoph Martin Wieland.

Die Enkelin von Sophie von La Roche, Bettina von Arnim, trat erst nach dem Tod ihres Mannes Achim von Arnim im Jahr 1831 als Literatin in Erscheinung. Daneben wurde sie mehr und mehr als Sozialkritikerin bekannt, die gegen die Missstände in den Armenvierteln kämpfte und sich für die

Abschaffung der Todesstrafe und die Gleichberechtigung von Frauen einsetzte. Einerseits wurden ihre Bücher zum Teil verboten. Bettina von Arnim stand im Verdacht, aktiv am Webersaufstand im Jahr 1844 beteiligt zu sein. Andererseits jedoch sahen Zeitgenossen in Bettina von Arnim eine Frau, der es nur um Selbststilisierung und den eigenen Ruhm ging.

Ein Vorwurf, mit dem schreibende Frauen sich bis heute auseinandersetzen müssen. „Mein Mann meint, dass alle Schriftsteller nur nach Anerkennung lechzen, in der Zeitung stehen möchten und ein hohes Geltungsbewusstsein haben“, resümiert Ingrid Schmitz. „Wenn ich mit großem Artikel und Foto in der Zeitung stehe, kann ich ihn nur mit Mühe und Not und Scheidungsandrohung zurückhalten, einen Leserbrief zu verfassen, in dem er einen Spendenaufruf für arme Autoren macht, damit sie sich mal eine Tonerpatrone von ihrem eigenen Geld leisten können.“ Wenn die Einkünfte stimmen, stimmt also auch der Beruf?

Ingrid Schmitz veröffentlichte Kurzgeschichten und Romane, gab Anthologien heraus. Fachliche und moralische Unterstützung fand sie bei der Autorenvereinigung Sisters in crime (heute: Mörderische Schwestern). Daneben versuchte sie, „rund um das Schreiben“ Geld zu verdienen. Sie schrieb Fachartikel und Ratekrimis und eröffnete eine Internetschreibschule, um Anfängern eine Starthilfe zu geben. Und sie blieb bei ihrem Mann.

Im Gegensatz zu Monika Detering aus Bielefeld, die ihren Mann verließ, weil er dagegen war, dass sie schrieb: „Mein Exmann schmiss vor Jahren meinen ersten Roman voller Wut durch die Gegend, verlangte, ab 19 Uhr wird weder gedacht noch geschrieben. Weitere Texte, die kamen, empfand er als ‚gefährlich‘. Lesungen waren des Teufels. Das erste Buch, das Schreiben waren Auslöser der Scheidung.“ Finanzielle Einschränkungen, große finanzielle Einschränkungen nahm Monika Detering in Kauf: „Ich freue mich über das Glück, für jedes Projekt einen Verlag gefunden zu haben, schreibe zeitgleich und eben auch nach 19 Uhr an verschiedenen Manuskripten, von denen ich weiß, dass sie veröffentlicht werden.“

Ähnlich empfindet es Regina Schleheck: „Auch wenn ich seitdem (seit der Scheidung) hinsichtlich des Kinderunterhalts in ständigen Existenzängsten lebe: Es war das Beste, was mir passieren konnte. Die Alternative: Unterordnung und Abhängigkeit von jemandem, der sich nicht für mich interessiert, ist keine.“

Dieser letzte Punkt hat Barbara Fellgiebel aus dem portugiesischen Portimao zu der Kurzgeschichte „Ehegymnastik“ inspiriert. Ein bitterböser Text, über eine Frau, die die sexuellen Gelüste ihres Mannes über sich ergehen lässt, um sich während und nach dem (einseitigen) sexuellen Höhepunkt ihrer eigenen Leidenschaft hinzugeben: dem Feilen an einer Kurzgeschichte: „Während er in monotonen, gleichmäßigen Stößen gefühlsarm in sie eindringt, erwidert sie mit beinahe automatischen Bewegungen ihres geübten Vaginalschließmuskels, gut getarnt hinter wollüstig wirkenden geschlossenen Augen seine allwöchentlichen Turnübungen auf und in ihr und widmet ihre ungeteilte Aufmerksamkeit ihren Gedanken.“

Heidi Rehn aus München hat dagegen eine Abmachung mit ihrem Mann: „Er sorgt für die Fixkosten der Familie, ich liefere sozusagen das unberechenbare Zuckerl. Dadurch kann ich mir meine Existenz als Autorin aufbauen, ohne existentielle Not zu spüren.“ Dabei hat Heidi Rehn das Gefühl, dass ihre Tätigkeit als Autorin in der Familie den gleichen Stellenwert hat wie die Arbeit ihres Mannes - obwohl sie allein für die Betreuung der beiden Kinder zuständig ist. Doch „durch die Absprache haben wir beide die Möglichkeit, unsere Traumjobs auszuüben, ohne dass der eine dem andern gegenüber wegen finanzieller oder zeitlicher Engpässe ein schlechtes Gewissen haben muss“, findet Heidi Rehn.

„Klingt irgendwie komisch“, fügt Silke Porath aus Spaichingen hinzu, nachdem sie von ihrem Mann erzählt hat: „Ohne meinen Mann würde es wohl kein einziges fertiges Buch geben – was wohl an seinen Eigenschaften liegt, die ihn auch als Fußballbundestrainer qualifizieren würden: er spornt mich an, hört zu, liest die ersten Trainingsergebnisse, kritisiert und – ganz wichtig! – schottet mich in den heißen Schreibphasen ab. Dann kümmert er sich um die Kinder, sorgt dafür, dass Essen auf den Tisch kommt und dass der Haushalt nicht im kompletten Chaos versinkt.“

Eine der wenigen glücklichen Ausnahmen? Oder sind diese gar nicht so selten? Hat doch auch Ingrid Schmitz kürzlich Folgendes erlebt: „Aber neulich, neulich hat er sogar kurz gelächelt, als ich ihm sagte, ich hätte einen Verleger für meinen vierten Kriminalroman gefunden, der mir ein großzügiges Garantiehonorar zahlt. Es besteht also noch Hoffnung – für beide Seiten.“